Abonnementspreis
mit der wöchentlich zweimal erscheinenden Unterhaltungs-Beilage „Sächsischer Arbeiterfreund“ vierteljährlich 1,50 M., bei Selbstabholung in den Ausgabestellen 60 Pf. pro Monat. Durch die Post bezogen (Postzeitungsliste 6962) pro Vierteljahr M. 1,75. Unter Kreuzband für Deutschland und Oesterreich-Ungarn 3 M., für das übrige Ausland 7 M. pro Vierteljahr.

Redaktion
Zwingerstraße 22, part.
Sprechstunde
nur Wochentags von 12 bis 1 Uhr.
Telephon: Amt I. Nr. 1704.

Telegramm-Adresse:
„Arbeiterzeitung Dresden.“

Sächsische Arbeiter-Zeitung

Organ zur Wahrung der Interessen der Arbeiterklasse.

Inserate
werden die 6 gespaltene Petitzeile oder deren Raum mit 20 Pf. berechnet und bei wiederholtem Anzeigen Wiederholungen unter Rabatt gewährt. Vereinsanzeigen 15 Pf. Inserate müssen bis Mittwoch durch 10 Uhr früh in der Expedition abgegeben sein und sind im voraus zu bezahlen.

Expedition:
Zwingerstraße 22, part.
Geschäftsstelle geöffnet von morgens 8 bis abends halb 8 Uhr.
Telephon: Amt I. Nr. 1708.

Erscheint täglich mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage.

Nr. 180. | Dresden, Donnerstag den 7. August 1902. | 13. Jahrg.

Das Schicksal des Hungertarifs.

Die erste Lesung des Zolltarifentwurfs in der Kommission geht sich seinem Ende zu. Wenn nichts dazwischen kommt, so können die Kommissionsmitglieder vielleicht schon zu Ende dieser Woche die Koffer packen und am Sonnabend in die Ferien reisen. Kommt es so, so hätte die erste Lesung, wie die Frankf. Ztg. erzählt hat, gerade 100 Sitzungen beansprucht, die sich über sieben Monate verteilen. Seit Beginn des Monats Januar dauert die heiße und unfruchtbare Arbeit. Aber alles hat einmal ein Ende.

Wenigstens die erste Lesung des Tarifs ist zu Ende und zwar zum natürlichen Ende gekommen, was manche Pessimisten bisweilen gar nicht mehr glauben wollten. Aber damit ist die Vorlage noch lange nicht über den Berg. Auf die erste Kommissions-Lesung folgt die zweite. Wie lange wird die dauern? Wenn verfahren wird, wie es die Geschäftsordnung verlangt, dann kann sie abermals sieben Monate und mehr dauern, denn die erste Lesung ist ja beschleunigt worden, da die Agrarier schließlich den heroischen Entschluß gefaßt hatten, die Eisen- und andere wichtige Industriezölle in der Polyphemokischen Aufmachung zu schlucken. Die große Abrechnung mit den Großindustriellen, das Arbeiten nach dem Rezept, das die Deutsche Tageszeitung und selbst die Kreuz-Zeitung oft genug warm empfohlen haben, das rücksichtslose Streichen an den Industriezöllen bis die Herren Schlotjunker kirre geworden sind und mit der Inbrunst Dietrich Hahns den 6 M.-Minimalzoll für Roggen, Weizen und Gerste von der erschrockenen Regierung fordern — das alles wurde auf die zweite Lesung verschoben. Nur erst einmal fertig werden! Das war schließlich der Wunsch aller Zöllner und selbst die Freisinnigen wurden von dieser allgemeinen Sehnsucht angesteckt. Einen Abschluß um jeden Preis! Damit das deutsche Volk sieht, daß die Mühearbeit der Kommissionsmitglieder auch etwas zu stande bringt. Einen Abschluß, damit endlich ein ruhender Pol in der reichlich unruhsamen Fluch der Reden, Abstimmungen, Unannehmbarkeitserklärungen und düsteren Prophezeiungen erreicht werde, von dem aus man wieder unterhandeln und feilschen kann.

Denn darauf kommt es schließlich hinaus — das ist des Pudels Kern. Die Agrarier wollen vor der zweiten Lesung ungefähr wissen, wie sie mit der Regierung daran sind. Die Regierung, die ein halb dutzendmal erklärt hat, daß die Beschlüsse der Kommission zu den wichtigsten Tarifstellen unannehmbar sind, soll nun, da das Werk im ersten Rohbau fertig ist, erklären, was sie zu thun gedenkt, was sie von ihren diversen „Unannehmbar!“ noch ablassen will. Der fehlende Ueberblick über das Ganze hat sie ja nun. Und die Parteien wollen untereinander sich klar werden, was in den verschiedenen Fällen, die nun denkbar sind und eintreten können, zu geschehen hat.

Es wird den Agrariern die Beschlußfassung nicht viel Kopfzerbrechen machen. Die Direktive, die die agrarischen Fraktionen oder Fraktionsführer den Kommissionsmitgliedern mit auf den Weg geben werden, wird lauten: „Ein Kompromiß, so günstig wie möglich, aber ein Kompromiß auf jeden Fall.“ Die Agrarier werden sich der Regierung unterwerfen und auch den Industriellen werden sie die pomphaft angedrohte Abrechnung schenken. Die Zeit, die in der ersten Lesung dazu fehlte, wird in der zweiten Lesung erst recht fehlen. Dann wird es heißen, gerade wie jetzt: Nur schnell fertig, damit nicht das ganze Werk in der Kommission stecken bleibt! Die Industriellen können ganz ruhig sein, die teuren Bundesgenossen denken nicht daran, es mit ihnen wirklich zu verderben. Und ebensowenig denken sie daran, der Regierung den „Bettel“ trotzig vor die Füße zu werfen, wenn sie ihnen nicht in allen Stücken willfährig ist, wofür übrigens auch noch lange nicht die Garantie gegeben ist. Es geht kompromißlert und die Organe der wilden Agrarier sind durch schon in die nötige Entwöhnung geraten. Der Verzicht auf Abstriche bei den Eisenzöllen, das haben die Bündler ganz richtig gewittert, war der erste Schritt zum Kompromiß und die deutlichste Absage an eine Taktik, die mit dem Reichstage, als bestände man auf dem: „Alles oder nichts“, die Gegner einschüchtern gedenkt. Das ist so klar, daß die Köln. Volksztg., das bedeutendste Zentrumsblatt, ganz vergebens jetzt noch trotzig schreibt:

Einstweilen wird man abwarten müssen, welche Zugeständnisse die verbündeten Regierungen nach Erledigung der ersten Lesung in der Kommission der Mehrheit in Aussicht stellen. Ohne Zugeständnisse der Regierungen ist ein Zustandekommen der Vorlage nach wie vor völlig ausgeschlossen.

Sie wird damit schwerlich selbst die furchtsame deutsche Reichsregierung ins Bockshorn jagen. Denn der Schwerpunkt ihrer Ausführungen liegt doch in dem späteren Satze:

So viel ist sicher: eine Verständigung, welche dem Bunde der Landwirte genügt, wird sicher nicht erfolgen; sie ist nach Lage der Verhältnisse völlig ausgeschlossen. Es wird sich dann aber coûte que coûte, daß der Bund der Landwirte auch für die Mehrheit der konservativen Fraktion nicht maßgebend ist.

Das zeigt sich ja jetzt schon. Die Herren Graf Kanitz und Graf Schwerin-Löwitz sind von der Deutschen Tageszeitung wegen ihrer Bewilligung der Eisenzölle derb angefahren worden. Sie wurden bezichtigt, mit zu helfen, damit die deutsche Landwirtschaft wieder über den Löffel barbiert werde. Die Gruppierung, die beim Fleischbeschaugesetz eintrat, beginnt sich schon wieder herauszubilden: das Gros der Konservativen, nationalliberalen und Zentrumsagrarier sammelt sich und einigt sich mit der Regierung und die wilden Brüder stehen grollend bei Seite. Die Deutsche Tageszeitung thut auch schon nichts mehr, um den Riß zu verschleiern, in den Erörterungen über den Rücktritt des Freiherren v. Wangenheim giebt sie ihn ungeniert zu. Und die ebenfalls bündlerische Agrarkorrespondenz kündigt geradezu den Pflaumenweichen den Krieg an. Drohend schreibt sie, der Bund der Landwirte und die weitlichen Bauernvereine hätten bisher eine weitgehende Zurückhaltung geübt. „Sie mußten, schon um eine unangreifbare taktische Position für ihr künftiges Vorgehen zu gewinnen, die heute hinausrennenden parlamentarischen „Vertreter“ der landwirtschaftlichen Lebensinteressen bisher ruhig agieren lassen. Schon um auch dem gutgläubigsten Wähler im Lande den Beweis zu erbringen, was dabei herauskäme.“ Aber aus dieser bisher notwendigen und nützlichen Zurückhaltung des Bundes und der Bauernvereine dürfte kein Außenstehender hoffen und brauche kein Mitglied zu befürchten, daß es nicht noch anders kommen werde. „Im kommenden Winter ist die zehnjährige Wiederkehr des Tages, da die agrarische Bewegung den Bund der Landwirte gebar und es politisches Leben auch in die schon längst bestehenden weitlichen Bauernvereine trug. Der erstmalige Abschluß der Handelsverträge lag jener elementaren Bewegung zu Grunde.“

Daß die Bündler ihre Zwecke erreichen, glauben sie ja selbst nicht. Aber trotzdem wissen sie sehr wohl, was sie thun. Wenn sie recht viel Spektakel machen, so vergessen die politisch Kurzsichtigen, wo der wahre Feind steht und den mit der Regierung mogelnden Pflaumenweichen wird etwas Luft geschafft. Die Sozialdemokratie wird in diesen Fehler nicht verfallen. Mögen die Bündler lärmen — der erste Feind, der allein den Hungertarif ans Ziel bringen könnte, das sind die kompromißlüsternen Herren der sanfteren Tonart.

Politische Uebersicht.

Der letzte Hunnenbrief-Prozeß

zu Mainz, in dem Genosse Haas zu 300 M. Geldstrafe verurteilt wurde, hat auf das Verhalten der deutschen Chinakämpfer in Ostasien kein neues Licht geworfen. Der ganze Prozeß stand zu der ostasiatischen Expedition überhaupt nur in sehr loser Beziehung.

Genosse Landtagsabgeordneter Haas war auf den Strafantrag des preußischen Kriegsministers wegen Beleidigung sämtlicher Angehöriger des ostasiatischen Expeditionskorps angeklagt, weil in der Mainzer Volkszeitung am 14. Januar 1901 unter der Rubrik „Vermischtes“ eine Notiz aus Nürnberg stand, in der unter dem Stichwort „Ein moderner Hunne“ erzählt wurde, daß ein Soldat der in Eichstädt garnisonierenden zehnten Kompagnie des 21. Infanterie-Regiments in Zivilkleidung in einem Laden ein Paket Kakao verlangt habe. Als ihm dieses gegeben wurde, stürzte er sich über den Ladentisch und verlangte Geld mit der Drohung, die Ladnerin zu erstechen; nahm aus der Ladenkasse den Betrag von 12 M. und flüchtete. Auf das Hilferufen des Mädchens wurde er festgenommen und man fand bei Durchsuchung seiner Kleider ein in Tuch gewickeltes Seitengewehr. An diese Notiz war angeknüpft, daß der Soldat den Rachekriegern in China nacheifere, die dortselbst ungestraft Verbrechen begehen dürften.

Die Verhandlung fand erst jetzt statt, weil Genosse Haas früheren Vorladungen unter Berufung auf seine Immunität als Landtagsabgeordneter keine Folge geleistet hatte. Die zweite hessische Kammer hatte die Auslieferung während der Session verweigert.

In der Verhandlung am Dienstag erklärte Genosse Haas in seiner Verantwortung: Die Notiz habe in mehreren Zeitungen gestanden, ohne daß ihm deswegen von einer strafrechtlichen Verfolgung etwas bekannt geworden sei. Jedenfalls stehe er nicht auf dem Standpunkt, daß das ganze ostasiatische Expeditionskorps für Thaten einzelner Glieder, wie sie aus den Hunnenbriefen und verschiedenen Auslassungen im Reichstag und ausländischen Parlamenten bekannt geworden seien, verantwortlich gemacht werden könnte. Es habe ihm somit die Absicht, das ganze Korps zu beleidigen, wie die Anklage annehme, völlig ferngelegen.

Der Herr Oberstaatsanwalt aber war anderer Ansicht. Er führte in seinem Plaidoyer aus, der Vorwurf der ungeheuren Verbrechen beziehe sich auf das gesamte Expeditionskorps. Und dann kam er mit der etwas kühnen Behauptung: Im Reichstag sei auf die Hunnenbriefe Bebels vom Kriegsministerium ausführlich geantwortet worden. Es habe sich ergeben, daß diese Vorwürfe aller und jeder Grundlage entbehrten. An der Echtheit der Hunnenbriefe habe man sofort gezweifelt, denn deren Inhalt strotzte von Unwahrheiten. Es sei ja nicht zu leugnen, daß sich im Kriege Einzelne

Kinder des Volkes.

Roman von Alfred Bock.

(6. Fortsetzung.) [Nachdruck verboten.]

IV.

Der Bürgermeister des Städtchens, der zugleich das Amt des Standesbeamten verlah, sprach mit Stentorstimme:

„Kraft des Gesetzes erkläre ich Sie nunmehr für rechtmäßig verbundene Eheleute.“

Darauf wurden die Unterschriften vollzogen. Die Stadlern schrieb in einer jungfräulichen Anwandlung verschämt ihren Mädchennamen. Während der Buckelmüller und der Schuster Reining als Zeugen ihre Namen beifetzten, übergab Herr Schollas dem Stadtschreiber ein Familienstammbuch, damit der Trauungsakt noch einmal besonders in Papier gebracht werde. Ueber das verschmitzte Gesicht des Beamten flog ein boshaftes Lächeln und der Bürgermeister konnte sich nicht entbrechen, mit einem bedeutungsvollen Blick auf die Stadlern zu sagen: „Wünsche viel Glück, Herr Schollas!“

Vor der Bürgermeisterei hielt eine altertümliche Chaise: darin nahm das junge Paar nebst den Zeugen Platz. Der kauzkulischer Christ, der immer ein wenig benebelt war, hieb auf seine mageren Gäule los und fort ging's in die Kirche. Dort hatte sich die Hochzeitsgesellschaft bereits versammelt. Von Frankenhain war Schollas, der Vater, ein alter Mann mit Silberlocken, und seine Frau, eine würdige Matrone, herübergekommen. Das waren kleine Leute, die sich in ihrem Marktflecken mit einem Gemüsekrämchen kümmerlich durchschlugen. Jetzt hofften sie sehnlichst, daß von der guten Partie ihres Sohnes für sie etwas abfallen werde. Die Familie der Braut war durch eine korpulente Tante aus dem Brandenburgischen vertreten. Beinahe vollzählig hatten sich die alten „Verehrer“ eingefunden. Einer der eifrigsten, der Buckelmüller, hatte sogar seine Frau verpflichtet, an der Feier teilzunehmen. Unter den Hochzeitsgästen bewegte sich würdevoll ein Mann in mittleren Jahren. Er trug einen Frack im Schnitt des achtzehnten Jahrhunderts und Beinkleider von gelblich-grauer Farbe. Sein langes, schwarzes Haar hatte er nach Künstlerart zurückgestrichen. Aus dem glattrasierten Gesicht traten ein paar große, wasserblaue Augen hervor. Es war der Zahnkünstler, Herr Wollenweber. Er hatte sich erst nach einigem Zögern entschlossen, der Witwe Einladung zu folgen. Einmal — reizierte er seine Bedenken — war er noch unverheiratet und konnte als Junggeselle etwas wagen. Denn war die Stadlern seine gute Kundin, endlich hielt er sich als Gemeinderatskandidat für verpflichtet, bei allen die Gunst der Rede zu üben. Dazu bot sich auf einer Hochzeit die passende Gelegenheit. — Nahe dem Altar auf der ersten Bank nahm das Ehepaar Palmer Platz. Herr Palmer war ehemals als Vikar im Städtchen beschäftigt, hatte sich jedoch vorübergehend in der Stadt aufgehalten, wo man mit den Stadlern zusammenkäutet. Einmal geschah es, daß er angeheitert die Kanzel betrat, mitten in seiner Predigt „Marsch Rat!“ rief und stante pede in seinem Talar „Amen!“ rief und stante pede das Gotteshaus verließ. Das Konsistorium entkleidete ihn alsbald seines Amtes. Seit dieser Zeit führte er ein flottes Leben. Eine Waschfrau erbarmte sich seiner, nahm ihn bei sich auf und sorgte für ihn, so gut sie konnte. Aus Dankbarkeit erhob er sie zu seiner Gemahlin. Die beiden bewohnten ein paar Mansardenstübchen im Stadlerschen Hause und waren als Hausgenossen geladen.

Die Trauhandlung begann. Der Geistliche war ein Zelot. Zum Verlaufe seiner Rede führte er die Worte des Apostels Paulus an: „Das aber ist eine redliche Sinne, die einzelne ist, die ihre Hoffnung auf Gott stellt und bleibt am Gebet Tag und Nacht. Welche aber in Wollüsten lebt, die ist lebendig tot.“ Darauf fuhrend sah er mit bewundernswerter Offenheit das Verleben der Stadlern durch die Hechel, ermahnte sie zur Einkehr und Buße, auf daß sie ihre zweite Ehe rein und unbefleckt erhalte.

Die Braut stand mit roter Glut übergossen, der Bräutigam sah den Pfarrer unwirsch an. Der ließ sich nicht im Geringsten beeinflussen, sondern predigte gewichtig weiter. Die geringsten begannen unruhig, die Sache war um so peinlicher, als allerlei Gerüchte der Trauung vorhuschten. Die Verehrer aber murrten leut:

„Der verdammte Pfaff! Das soll er uns büßen!“

Man atmete auf, als der Zeremonie beendet war, und beeilte sich, aus der Kirche zu kommen.

Glockenschlag zwölf nahm man im Hause der neugebackenen Notarsbrautbrautin an schön gedeckter Tafel Platz. Zur Rechten und Linken des Hochzeitspaares hatten der alte Schollas und seine Frau, die übrigen schlossen sich wanglos an. Nach der Suppe brachte der Bahnmeister Karl den Toast auf die jungen Eheleute aus:

„Wann eine Eisenbahn gebaut wird, — das weiß jed' Kind — wird erst der Unterbau in die Reih' geschafft. Wie Eisenbahner sprechen: Wann der Unterbau gut ist, rollt der Zug von selbst. Wann eine Ehe geschlossen wird, fragt man wohl auch, wie steht's mit dem Unterbau? Seit Olims Zeiten streiten sich die Gelehrten herum, wer eigentlich den Unterbau in der Ehe anzumachen: der Mann oder die Frau? Ich sag' die Frau. Das klingt ein bißchen jämmerlich für uns Mannsleut, aber 's ist so. Und hier heißt's auch: Wann der Unterbau gut ist, rollt der Zug von selbst. Nämlich der Zug durchs Leben. Die Frau giebt das Tempo an, der Mann hat aufzupassen, daß er nicht unter die Räder kommt. Ja, und jetzt, Ihr lieben Festgenossen, schaut Euch die Frau Notarschreiberin einmal an. — Der Unterbau ist gut. Das ist die Hauptsach'. Ich will dem Herrn Schollas beileib' nicht zu nah' treten. Das ist ein grundgescheiter Mann. Der kann die Gesetzbücher aus und ein Notar. Unter Umständen noch besser. Der Titel macht's nicht. Aber ein guter Unterbau ist doch was wert. Obendrein kommt der Herr Schollas in ein gemachtes Bett. Nun denk' ich, das Signal ist gegeben, 's kann losgehen. Wir wünschen alle glückliche Fahrt. Ihr lieben Festgenossen, hebt das Glas. Unser teures Brautpaar lebe hoch!“

„Hoch, hoch!“ brauste es durch das Zimmer.

Der Schuster Reining beglückwünschte den Redner.

„Du hast wunderbar gesprochen, Jerl!“

Herr Wollenweber, der Gemeinderatskandidat, raunte seinem Nachbar zu:

„Blödsinn war's, heller Blödsinn!“

Während der Braten aufgetragen wurde, ergriff der

SLUB Wir führen Wissen. http://digital.slub-dresden.de/id416950779-19020807/1 gefördert von der Deutschen Forschungsgemeinschaft DFG